

Ein Plädoyer für mutige Texte

Rede, gehalten bei der Preisverleihung zum 6. Schreibwettbewerb am 14. 11. 2009

An jenem Morgen im Schützengraben hingen die toten Soldaten im Stacheldraht wie Sperma im Schamhaar eines Mädchens.

Liebe Gäste,

vor allem aber: liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Schreibwettbewerben!

Dieser eben zitierte Satz, dieser Vergleich ist absolut geschmacklos, er ist political in keiner Weise correct, er ist chauvinistisch, verrät eine Macho-Grundhaltung und stößt beim Lesen spontan auf Ablehnung. Aber er ist vor allem eines: Er ist unverschämt gut! Hier haben wir den Fall, dass ein Autor – es handelt sich übrigens um Lawrence Durrell in »Constance«, dem mittleren Roman seines späten Avignon-Quintetts – zwei scheinbar völlig voneinander geschiedene Wirklichkeiten durch einen wahrlich unverschämten Vergleich zusammenzwingt, und dass das klappt. Man könnte seitenweise darüber schreiben, wie das und was da funktioniert. Ich nenne nur die Vergleichsebene, das tertium comparationis, des ungelebten, vor seiner Entfaltung vernichteten Lebens – bei Trakl heißt das in genau demselben Zusammenhang: » ... die ungeborenen Enkel« ---

Oder sagen wir es noch anders: Der Vergleich ist obszön, im eigentlichen Sinne: ob scenam – also etwas, was außerhalb der Szene stattfinden soll, nicht auf die Bühne gehört. Wir wollen das nämlich nicht wissen. Und der Autor sagt es uns trotzdem. Dass wir dieses Jahr keine ersten Preise verleihen wollten oder besser: konnten, liegt daran, dass uns in den etwa 40 eingesandten Texten genau das fehlte: Der Mut zur eigenen Sicht, zur eigenen Sprache, AutorInnen, die dazu stehen, dass ihr Text eine unverhohlene Individualität besitzt, dass Wirklichkeit gefangen, gekaut, vielleicht geläutert oder auch gerädert und wieder ausgespien wird, oder, sanfter formuliert, dass ein Schreibender etwas ganz Fundamentales begriffen hat:

Der Mensch in seiner unglaublich komplexen Gemengelage aus Natur, Psyche, Geist, Kultur, Religion oder was Sie auch wollen lebt in fiktionalen Realitäten. Realitäten, die er durch seine vielfältigen Entwurfsinstrumente, Sprache, Kunst, Philosophie und vieles mehr, erst erschafft. Das Edle, das Heilige, die Liebe, der Hass, die Sehnsucht oder auch das Böse, die Verzweiflung sind Formen der Wirklichkeit, die mit diesen Bedeutungen aufgeladen werden.

Und so ist das Schreiben, das Benutzen der nahezu allen Menschen eigenen Möglichkeit zur Kommunikation, zum Selbstentwurf, zur Lüge und zur ach so bescheidenen Wahrheit vor allem eines: eine nur dem schreibenden Individuum gehörige Formung der Realität, die nach außen gebracht und als neue Wirklichkeit in den Raum gestellt wird. Im Schreiben formen der Autor und die Autorin die Wirklichkeit, aber sie erkunden sie auch zugleich. Wir machen uns im Text nicht nur ein Bild, sondern auch auf den Weg.

Aber eines kann die Erzählung nie: die Wirklichkeit abbilden. Und sie kann auch keine Moral illustrieren. Das ist das absolute No-Go des Schreibens.

Vielleicht denken Sie, in der Jury werden die eingesandten Texte nach Vorlieben der Juroren bewertet – die katholische Fraktion hat was gegen Abtreibungsärzte und freut sich über deren Erlösung durch einen Erzengel (das kam vor!), die evangelischen lieben die moralische Behandlung von Außenseitergestalten, und Freigeister wie ich haben es eher mit Sex und dem Saufen.

Ich muss sie enttäuschen: Wir alle schauen nur, ob die Texte, die uns vorliegen, **gut** sind. Hat der Autor, hat die Autorin etwas gewagt, passt die Sprache zum Inhalt, sind

die Metaphern tragfähig, stimmt der Aufbau, wurde vielleicht etwas erstrebt, was kläglich scheitert?

Und nicht zuletzt: Wie sieht das Ganze denn aus? Grammatik? Rechtschreibung? Wir haben noch Rechtschreibung gelernt, und wenn uns dann ein typisches Produkt der Bildungskatastrophe unter die Augen kommt – die Katastrophe, für die unsere geliebte Annette Schavan ja eine so unglaublich gute Metapher ist, dass jeder Autor sich die Finger danach lecken würde, sie erfunden zu haben ...

Bei allen unterschiedlichen Herangehensweisen, Interessen und Vorbildungen der Jury wir sind uns im Großen und Ganzen einig – sehr, sehr einig. Deshalb halte ich diese Rede, die nicht vorher abgestimmt wurde, im guten Glauben, dass ich von meinen geschätzten Mitjuroren heftigen Widerspruch ernten werde (ich hoffe es sogar sehr), dass wir uns aber im Grunde verstehen und die gleiche Liebe zu Text und Autoren teilen.

Ich will nun gar nicht sagen, dass man immer provozieren muss, wie ich das im Eingang der Rede absichtlich getan habe. Nein, wirklich nicht. Ich will nicht als Juror beim Thema »Zersplitterung der Gesellschaft« einen Text auf Papierschnipseln bekommen oder zum Thema »Was bedeutet uns der kranke Mensch?« über die feuchtfröhlichen Fantasien von Bestattungsunternehmern oder Betreibern mobiler Krankenpflege lesen. Aber dass – die vier Preisträgerinnen heute natürlich ausgeschlossen, denen ich hiermit ganz aufrichtig und herzlich danken und gratulieren möchte – dass beim Thema »Alles ist möglich« nun so fast gar nichts möglich war ----

Man wirft mir oft vor – übrigens auch die beiden Organisatoren dieses Schreibwettbewerbs, Eva und Herbert Beilschmidt – ich finde, die beiden haben hier einmal für ihre Mühe mit dem Ausrichten des Wettbewerbs, aber auch mit so widerspenstigen Juroren wie mir einmal donnernden Applaus verdient – man wirft mir vor, ich sei elitär und hätte einen zu hohen Anspruch. Aber nein, sage ich dann, genau das Gegenteil ist doch der Fall. Ich will Euch – grade, weil ich die Arbeit der Schreibenden so schätze, will ich Euch jetzt gerne duzen – ich will Euch so wie Ihr seid, ich will das hören, was Ihr erlebt, wie Ihr die Welt seht – und nicht das, von dem Ihr glaubt, dass es von Euch erwartet wird. Wenn Ihr Euch dann schreibend (manchmal vielleicht auch lesend) auf den Weg der Erkundung der Wirklichkeit begeben: dann seid neugierig, offen, frei. Und lasst die Moral erst mal beiseite. Wenn die sich nicht von selber einstellt, dann ist halt – in Gottes oder meinetwegen auch in Goethes Namen – einfach keine drin. Wir sind die letzten, die Euch das büßen lassen.

Seid mutig! Steht zu Eurer Wahrnehmung der Dinge, der Menschen, der Motive und Verhältnisse! Steht zu Eurer Sprache, die ganz individuell das Eurige sagt. Das kann auch eine ganz alltägliche, ordentliche, ausgewogene sein. Aber auch etwas anderes, Neues, Ungleichmäßiges. Und denkt immer daran, was Benn in seinem »Roman des Phänotyp« geschrieben hat: »dass der Gegensatz von Kunst nicht Natur, sondern gut gemeint ist«.

Mut und Vertrauen in die Potenz des Textes, in die eigene Wahrnehmung und in die eigene Fähigkeit, dabei immer weiter und immer tiefer zu lernen – das ist nicht nur die unabdingbare Voraussetzung eines guten Textes, einer guten Story, sondern ebenfalls die Voraussetzung für eine eigenständige Persönlichkeit. Dafür wünsche ich, dafür wünschen wir Juroren Euch alles Glück und gutes Gelingen! Und wir freuen uns darauf, was Ihr uns dann schickt.

Michael Raffel